

Nr. 237. Bromberg, den 30. Oktober 1928.

Der schwarze Mann.

Roman von **Alfred Machard.**

(8. Fortsetzung.)

Wie es regnet! ... Ufer und Häuser sind nicht mehr zu sehen. Kaum, daß man die blutenden Augen der Straßenlaternen, die wie eingehüllt in einen Wattenebel scheinen, noch ausnehmen kann. Eine große Traurigkeit erdrückt die Stadt. Schon ist es spät. Es schlägt elf Uhr ...

Bernier hat die Augen geschlossen ...

Manchmal erdröhnt das triefende Brückengewölbe von einem dumpfen, Donner ähnlichen Grollen. Ein verspäteter Autobus fährt vorbei.

Und immer noch das Rauschen des Wassers, das Rauschen des Stromes, der durch die Brückenpfeiler in drei Arme gerissen wird, das Murmeln von tausenden von kleinen Bächen, die zwischen verstreuten Pflastersteinen über die Böschung treiben, das Geriesel an den Dächern und an den überquellenden Fenstervorsprüngen, das Schlucken der angeschwollenen Rinnsteine, die Wasserfälle unter den Dachtraufen.

... Immer noch dieses fließende Geräusch des Regens, dieses Geräusch von Tränen, die hoffnungslos aus einem unsichtbaren, kummervollen Himmel fallen.

Auf einmal sagt der Hundescherer: „Braucht euch nicht zu genieren, Genossen ... Ich hab was, um der Gesellschaft aufzuwarten." Und er nimmt den Deckel von seiner Schachtel und zieht ein Huhn heraus, ein noch rauchendes gebratenes Huhn, dann einen Schinken, dann Würste — einen ganzen Kranz Würste! — dann frisches Brot, Obst, Weinflaschen.

Es ist gar nicht zu glauben, daß eine so enge Schachtel so viele Lebensmittel enthalten kann.

Die Stimme dieses Lukull und die anregenden Düfte, die sich nun verbreiten, wecken die Vagabunden auf.

„Braucht euch nicht zu genieren", schreit der Hundescherer. „Hier gibt's was zu kosten ... Wer will davon?"

Die Frau mit dem Leichengesicht streckt ihre zitternden, abgezehrten Arme vor: „Mir ... das Huhn ... einen kleinen Flügel!"

Die armen Teufel halten ihre gierigen Mäuler, ihre bebenden Tatzen hin: „Gib ... Hallo! ... Gib! ..."

Er aber wirft ihnen den Kranz Würste hin, der unter ihren Händen zerbröckelt.

Bernier bittet: „Ich, Kamerad, ich bekomm den Schinken! ... Wir haben Hunger, mein Bub und ich ... Laß nur, wir nehmen schon ... Du bekommst den Knochen zurück ... und noch was dazu ... Hahaha! ... Gib nur her! ... Dank schön! ..."

Der Schinken fliegt ihm von weither an den Kopf. Da lacht die ganze traurige Gesellschaft und Boubou erwacht ...

Und jammert auch schon: „Pap, ich hab Hunger!"

„Du hast Hunger! ... Nun, mein Bub, genier dich nicht, wie der dort sagt ... Schau her! ... Das riecht fein, was? ... Das ist Yorker Schinken ... Für dich ... und für mich ... Du wirst das doch nicht alles aufessen wollen!" ...

„Doch!"

„Na gut, dann beiß hinein!"

Boubou gräbt seine scharfen jungen Zähne in das rosige zarte Fleisch.

„Nimm einen großen Bissen! ... Da! ... Und jetzt komm ich!"

Voll Gier beißt Bernier in den Schinken.

„Ich auch noch, Papa!"

„Ja ... jetzt kommst du ... Schluck doch! ... Und dann komm wieder ich ... Bist du fertig? ... ja ... gib her! ..."

Das riesige Stück Fleisch geht ununterbrochen, unaufhörlich von Mund zu Mund. Er verkleinert sich förmlich zusehends, aber sonderbarerweise fühlen weder Vater noch Kind sich gesättigt. Es ist, als schmölze ihnen dieses Fleisch unter den kauenden Kinnladen in etwas Gegenstandsloses hinweg; in Wind vielleicht! Und nun liegt der Knochen bloß, ist bis in die kleinsten Vertiefungen, an denen noch etwas Fleisch saß, abgenagt. Ihre Magen aber ziehen sich plötzlich zusammen, krampfen sich, winden sich unter der scharfen Zange des Hungers.

Und Bernier stößt einen Schrei aus ...

Er schlägt die Augen auf. Der Regen hat ausgesetzt. In langen Bändern zieht der Nebel über die dunklen Fluten des Wassers. An den einsamen Ufern verlöschen in der Ferne lautlos die Straßenlaternen.

Der Tag bricht an ...

Noch immer liegen die Bettler auf der feuchten Erde herum. Die Tote scheint in ihrem Sarg aus wurmstichigen Planken womöglich noch um einen Schatten bleicher. Immer gleich hungrig lutscht der Säugling an seinem kleinen, in der Morgenkälte frierenden Daumen. Und der Hundescherer schläft, mit dem Kopf auf den Knien, auf seiner Schachtel. Zu seinen Füßen ringelt sich das feine Skelett eines geräucherten Herings, von dem nur mehr der glatte Schwanz und der kupferglänzende Kopf übrig geblieben sind.

Wo sind die Überbleibsel des prunkenden Festmahls? Wo sind die Knochen des Geflügels, die Schalen und Butzen der Früchte? Wo sind die leeren Flaschen?

Bernier versteht. Es war ein Traum ...

Ein trübes Licht erhellt nach und nach das finstere Brückengewölbe, läßt Menschen und Dinge aus der Nacht hervortreten.

Der Mann erzittert ... Da liegt ganz dicht neben ihm, das Gesicht in einem Ellbogen vergraben, eine alte Bettlerin auf dem Bauch. Der Bettelsack neben ihr ist halb offen, so daß sein Inhalt sichtbar ist: ein Paar Kutscherstiefel, eine Milchflasche aus rostigem Blech, ein Kamm, der nicht mehr als drei Zähne hat, eine Sankt-Jakobsmuschel und ein großes Stück altes Brot.

Oh, dieses Brot ...

Bernier scheint zu halluzinieren. Seine Nasenflügel zittern. Heimlich läßt er die gierige Hand über die Erde gleiten, näher rücken. Dieses Brot! ... Er kann es nehmen. Niemand wird es sehen. Er braucht dieses Brot so notwendig, es wird seinen und Boubous Hunger stillen. Schon berühren seine Finger den Quersack, schon greifen sie nach der lockenden Rinde, schon ...

Bernier hat die Hand mit einem Ruck zurückgezogen. Noch immer hält er sein Kind in den Armen. Mit großer Anstrengung steht er auf. Er schwankt ein bißchen, rafft sich aber zusammen, schöpft einen Atemzug frische Luft und geht dann rasch und ohne den Kopf zu wenden fort.

„Kannst ruhig schlafen, arme Alte. Wenn du jetzt aufwachst, so wirst du dein Brot wieder finden."

Boubou reibt sich schmerzlich die Augen. Nachdem man ihn so gewaltsam aus dem Schlaf gerissen hat, ist er er-

staunt, nun, da er alles schon längst vergessen hat, an der keuchenden Brust seines Vaters zu liegen. „Wo sind wir denn? . . . Wohin gehen wir?" fragt er.

Und setzt dann gleich in einem Schrei hinzu: „Ich hab Hunger!"

„Schweig doch", beschwört Bernier ihn mit gepreßter Stimme. „So schweig doch!"

„Er steigt jetzt die Treppe hinan, die über die Böschung an den Quai de l'Hotel-de-Ville führt. Dabei murmelt er mit zusammengebissenen Zähnen: „Nein . . . nicht bei den armen Teufeln . . . Das darf man nicht, das darf man nicht! . . . Nicht bei den Armen!"

Auf dem Fußsteig oben stellt er Boubou wieder auf die Beine. „Geh!"

Das Kind, das eben mehrere Stunden in seinen regendurchtränkten Kleidern geschlafen hat, fühlt sich an allen Gliedern wie gelähmt. „Ich kann nicht."

„Doch! . . . Du mußt! . . ."

Boubou taumelt mit leerem Magen ,dumpfem Kopf und klopfenden Schläfen: „Ich kann nicht, Pap . . ."

Da bückt Bernier sich resigniert: „Dann steig also wieder herauf, wie gestern."

Und in heldenhafter Anspannung all seiner Kräfte geht er trotz der schmerzenden Anschwellung an seinen Knien, mit zusammengebissenen Zähnen weiter; auf seinem Rücken trägt er die schwere und kostbare Last.

Die Stadt ist noch ganz leer. Aber der Frühling durchspäht den fernen Nebel, wo die Silhouetten der Wachtleute langsam hin und her gehen . . .

Er geht über den Platz des Hotel-de-Ville, erreicht die Rue de Renard und stürzt dann rasch in ein paar enge und dunkle Gassen hinein: in die Rue de la Verrerie, die Rue des Lombards . . .

Türen öffnen sich, fallen in der Stille krachend wieder zu. Aus den Häusern treten noch verschlafen vom frühen Aufstehen Arbeiter; sie gehen mit sehr lauten und sehr langsamen Schritten über den Fußsteig . . .

Mit lawinenartigem Getöse werden die eisernen Laden der Trinkstuben in die Höhe gezogen, so daß das Licht in Streifen auf die Straße fällt. Bernier will den zinnernen Ladentisch nicht sehen, wo die Tassen schon mit Zucker und Löffel der Reihe nach bereitstehen, um den guten, den heißen Kaffee aufzunehmen, der eben in dem schnurrenden roten Kupferkessel bereitet wird. Er will auch die Weidenkörbe nicht sehen, in denen die kleinen Milchbrote, die Hörnchen und die duftigen Brioches noch vom Backofen rauchend in Pyramiden angehäuft sind.

Er überquert den Boulevard de Sebastopol, überquert die Rue Sainte-Opportune, kommt in das kleine Gäßchen de la Ferronnerie und schwenkt zu den Hallen ab . . .

Dort ist in sonderbarem Gegensatz zu der Stille der anderen Viertel ein ohrenbetäubendes Durcheinander!

In der ersten Morgendämmerung mengt sich eine tobende, kreischende, heftig bewegte Menschenmasse. Auf der Straße steht eine unübersehbare Fülle von Wagen: Lastautomobile voll Säcke, Riesenkörbe und Kisten mit exotischen Früchten, deren frischer, ätherferner Duft sich mit dem Geruch nach Motor oder heißem Öl mischt, zweirädrige Fleischerwagen aus La Villette, die entweder mit riesigen Stücken Rindfleisch angefüllt sind, oder, wie nach einem Blutbad unter Unschuldigen, von steifen, blutigen Lämmerpfötchen überquellen; Bauernkarren, die aus fernen Vororten kommen und durch ihre prächtige Aufmachung wie für eine Kirchweih geschmückt erscheinen, denn das Gemüse häuft sich so übereinander, daß das frische Grün des Porree neben dem grellen Rot der Karotten und Tomaten malerisch gegen das matte Weiß der Rüben absticht.

Arme recken sich, Hände haschen nach Melonen, andere wieder werfen mit Blumenkohl. Fässer voll Radieschen schießen über die Köpfe. Langsam schwanken die Kartoffelsäcke auf den kräftigen Schultern. Die Fußsteige kleben. Die Füße zermalmen Gras, schlechte Fische, faules Obst. Die Weinstuben sind überfüllt von Männern in Blusen und Frauen in Schürzen und Holzschuhen, die sich dreifach in ihre Tücher einmummeln. Sie alle trinken heißen Wein, schreien Zahlen. Überall hört man Geld klimpern, Lachen. Man hört heftig streiten. Und man hört dort hinten, unter dem widerhallenden Gewölbe der Hallen, wie einen Ausdruck von ländlichem Frieden und klarer Morgenfrühe, die gefangenen Hähne in ihren engen Weidenkörben.

Die bewegte Menge hat sich Berniers bemächtigt. Sie umklammert ihn, faßt ihn ein, stößt ihn nach rechts und nach links, wirft ihn nach vorne, zieht ihn wieder zurück, scheint ihn, wie einen Eindringling, an stillere Stellen verjagen zu wollen. Aber da hat sie ihn auch schon wieder, nimmt ihn launenhaft zurück, fügt ihn den eigenen Gegenströmungen ein, um ihn mitten in einem großen Getümmel besser ersticken zu können. Und er geht weiter, geschoben, gedrückt, gestoßen, wie ein entsetzlich erschöpfter Automat, aufrecht erhalten nur durch die äußerste Willensanspannung, während auf seinem gemarterten Rücken Boubou, überwältigt von dem Geruch all dieser Nahrungsmittel, in Ohnmacht fällt.

Oh, wie fein, wie unerhört empfindlich sind doch die nüchternen Nasen der Verhungernden! Wären sie satt, sie würden unter den zitternden Nüstern dieses Durcheinander der verschiedensten Düfte nicht so aufnehmen, nicht so wie jetzt in ihrem großen Hunger genau unterscheiden können: die schale Ausdünstung des frischen Fleisches, den leichten Duft der Gemüse, den schweren Dampf von fettem Schweinefleisch und das säuerliche Parfum überreifer Früchte.

Bernier bückte sich auf einmal . . .

In der Flut von Packpapier, Holzwolle, in den Haufen von Hobelspänen liegen alle möglichen Abfälle.

Der gejagte Mann hebt heimlich irgend etwas auf. Es ist dies eine halb verfaulte Orange, an der ein großer grünspanartiger Krebs frißt.

Mit einem raschen Ruck der Finger reißt er die verdorbene Stelle ab. So bleiben ein paar beinahe noch gute Spalten übrig. Oh, wie verlockend sie ihm vorkommen! Schon will er sie in den Mund stecken, da fährt ihm eine kleine Hand vor das Gesicht und ein gieriges Stimmchen bettelt keuchend: „Mir, Pap . . . mir!"

„Nimm!" sagt er einfach.

Dann hebt er ein paar Kohlblätter auf, kaut, verschlingt sie mit Genuß. Er findet auch eine Nuß, die er mit dem Schuhabsatz aufbricht und deren fettigen Ölgeschmack er noch lange im Mund behält. Boubou bekommt noch zwei Stücke von verdorbenen Bananen.

Viele Bettler mit Säcken auf dem Rücken durchwühlen die Abfälle mit Haken. Bernier nähert sich einem jeden und fragt ihn halblaut: „Bist du ein Glied der Kette?"

Einige lachen dumm; andere zucken, da sie es nicht verstehen, die Achseln; wieder andere glauben, daß er sie zum Narren hält und nehmen eine drohende Haltung ein . . .

Aber der Flüchtling läßt sich nicht abschrecken. Er geht weiter und weiter, wobei er einem jeden Vagabunden immer wieder dieselbe geheimnisvolle Frage in das Ohr sagt: „Bist du ein Glied der Kette?"

. . . Und der Tag ist angebrochen.

Bernier hat ein paar Gassen erreicht, die nicht mehr ganz so fieberhaft erregt sind. Jetzt ist er in der Rue du Plat-d'Etain.

Er beugt sich zu einem Weinkeller hinunter, einer Art dunkler Höhle, aus der ein Gewirr von Stimmen und Gläserklingen heraufdringt. Die Hände vor dem Mund, ruft er, so laut er kann: „Ist hier ein Glied der Kette?"

Seine Frage dürfte in dem Lärm untergegangen sein. Niemand antwortet.

Und Bernier nimmt seinen ungewissen, seinen ziellosen Weg wieder auf . . .

„Was ist, Boubou? . . . Warum sagst du gar nichts mehr?"

„Ich schau auf einen Mann, der hinter uns geht."

„Wie?"

Bernier wird sehr bleich und erschauert.

„Der hinter uns ist?"

„Ja, Pap."

„Woher weißt du das?"

„Es war grad jetzt . . . Da ist er hergekommen, um zu hören, was du den alten Mann fragst . . . Er hat zugehört . . . wie du in das Haus geschrien hast, wo wir jetzt waren . . . da hat er wieder zugehört . . . und jetzt geht er immer hinter uns."

„Wieso hast du das bemerkt?"

„Weil ich mich fürchte . . . und da schau ich immer, wer kommt . . . ob es nicht der schwarze Mann ist."

„Wie schaut er aus?"

Boubou weiß nicht, wie er es erklären soll. Deshalb sagt er: „Ist halt ein Mann."

Bernier bleibt vor einer Spezereiwarenhandlung stehen und drückt seine Stirn an das Ladenfenster. In der Auslage steht, gegen einen Spiegel gestützt, eine Festung aus Konservenbüchsen. Hinter den Schießscharten der Wälle kann man die Leute auf der Straße sehen.

„Boubou!"

„Pap . . ."

„Ist es der, der da mit einer Kappe kommt?"

„Nein."

„Ist es der Alte?"

„Nein . . ."

„Ist es der Mann da oben?"

„Wart, Pap . . . ich muß mich erst umdrehen . . . nein . . . das ist er nicht . . ."

„Siehst du ihn kommen?"

„Da ist er!"

„Wo?"

„Er bleibt stehen."

„Was tut er?"
„Er schaut uns an . . ."
Bernier hat mit einem raschen Blick den Mann wahrgenommen, der gleichgültig an der Mauer eines der nächsten Häuser lehnt. Es ist dies ein fester Bursch von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, mit einem runden Hut, dessen Tressen weit nach hinten ins Genick geschlagen sind. Er trägt einen abgenützten dunkelblauen Anzug und hat ein kleines rotes Leinentaschentuch um den Hals gebunden.
Der Gehetzte fühlt, wie seine allzu lang gespannten Nerven nachgeben, auslassen, ihn preisgeben. Seine Knie schlottern. Er wankt.
„Steig herunter, Boubou! . . . Ich kann dich nicht mehr tragen . . . Herunter, rasch."
Und er setzt das Kind wie ein Bündel auf den Boden.
„Was hast du, Pap?"
„Wir sind verloren."
„Warum?"
„Es ist der schwarze Mann."

(Fortsetzung folgt.)

Geheimnisse der Memnonssäulen.

Ein Bild aus dem Niltal von **Kurt Siemers.**

Wer von den Königsgräbern Thebens nach dem Ramesseum auf dem westlichen Nilufer reitet, erblickt die Memnonskolosse hart an dem Wege, der längs des Faladija-Kanals durch Klee- und Zuckerrohrfelder wieder in die Wüste mündet.

Unsere Eselchen möchten lieber ohne uns weiter trotten. Sie werden störrisch, als ein Wagen vorüberfährt. Herr Petersen, der bedächtig lange Holsteiner mit der Gardereiterfigur, schießt plötzlich über den Kopf des bockenden Esels hinweg auf die harte Erde. Achmet, der Himmelhund von Treiber, steht grinsend dabei. Er kennt die Reitesel; gegen ihre Mucken bleibt auch ein gedienter Kavallerist machtlos.

Die blonde Komtesse ist mit wehenden Röcken voraus galoppiert. Sie macht aus der Not eine Tugend und wahrt Haltung, auch als ein Kamel mit Wasserschläuchen sie hart streift. Diese Esel rucken an wie unsere Autobusse; wir sind nie Herr unseres Gleichgewichts, wenn es dem Esel nicht gefällt. Dennoch möchte ich nicht im Wagen fahren.

Mustafa erzählt mir: Menschen, die unzufrieden aussehen, vergleicht man hierzulande mit Dromedaren. Er hat recht, diese Dromedare können teuflisch „muksch" aussehen. Die taprigen Kamelfüllen mit ihrer lächerlichen Unbeholfenheit sind dagegen „einfach süß" oder „zum Knutschen niedlich". Die Beduinen, die uns entgegen kommen, führen so ein Tier am Halfterband, wie der Mann im Spreeland, der uns aus dem Lesebuch bekannt ist. Sie handeln mit Kamelen und Pferden.

Mustafa spinnt sein Garn weiter: Manchmal sehen auch die armen Eseltreiber wie Dromedare aus, nämlich, wenn sie stundenlang hinter dem Fremden herlaufen müssen und kein Backschisch bekommen.

Ich bin auf dem einen Ohr schwerhörig. „Hungry, hungry", wimmert der Gauner, und er sucht mir mit Worten und Gebärden klar zu machen, daß er seit Tagen keinen Löffel warmes Essen mehr im Leib gehabt habe. Ich bin vollkommen taub und blind. Mustafa denkt über ein Taktik nach. In Wirklichkeit imponiere ich ihm.

Grüne Zeisige und bunte Finken wippen in den Zweigen eines Pfefferbaumes. Aber hier in Ägypten sind unsere gefiederten Bekannten aus der Heimat stumm; sie singen nur im Sommer in unseren Wäldern und Gärten.

Eine Bachstelze wippt zierlich über den Weg, als ich meinen Esel Finje nach den Kolossen dränge, die mitten im grünen Feld stehen. Der gelbe Sandstein von Edfu bringt Wüstenkahlheit in die schwere Fruchtträchtigkeit dieser Feldflur. Wie steinerne Wächter erheben sich die beiden Steinkolosse im Bereich der Saaten. An manchen Stellen entschwinden sie den Augen des Beschauers, weil ihre gelbe Tönung sich wie eine Mimikrytönung dem Hintergrund der Wüstenberge anschmiegt.

Diese beiden Golems tragen die Köpfe zwanzig Meter über dem Erdboden. Die Länge eines Mittelfingers ist auf 1,40 Meter abgemessen worden. Wer sind nun diese beiden ungeschlachten Zwillingsbrüder. Und wer ist jener Gigant, der seit alters als die tönende Memnonsäule gilt?

Die Ägyptologie antwortet erschöpfend auf diese Frage: die Bildsäulen stellen beide den Pharao Amenophis III. dar, den Erbauer des großen Tempels von Luxor. Man kann dem Herrscher Großzügigkeit nicht absprechen. Um die Lepra auszurotten, ließ er 80 000 seiner Untertanen, die davon befallen waren, einfach abschlachten.

Der nördliche Koloß, der stärker zerstört ist als sein Zwillingsbruder, pflegte nach den Berichten altrömischer Schriftsteller um die Zeit des Sonnenaufgangs mit einem eigentümlich klagenden Ton das Gestirn des Tages zu begrüßen.

Die Griechen wußten für diese Erscheinung auch eine Deutung: Diese Säule stellt niemanden anders vor als den Aethiopierhelden Memnon, den Verwandten des Königs Priamus, dem im Heere der Trojaner niemand, und im Heere der Griechen nur Achill an Schönheit und strahlendem Mute glich. Antilochos, der liebenswürdige Sohn des greisen Nestor, fiel, als er mit dem Leibe den fliehenden Vater deckte, durch Memnons Hand. Das reizte den Zorn des Achill, die beiden Helden kämpften miteinander vor den Mauern Trojas, und Memnon, der Sohn der rosenfingrigen Eos, mußte den dunklen Weg zum Schattenreich der Toten wandern. — Als Achill stumm in seinem Grabe am Hellespont lag, erstand der Held aus dem Osten an der Stätte Thebens wieder auf. Jeden Morgen um die Zeit der Morgenröte grüßte sein klagender Ruf Eos, die göttliche Mutter. Der Tau, der morgens an den grünen Blattspitzen der Saat hängt, ist nichts anderes als die Träne, die Eos um ihr geliebtes Kind weint . . .

An der Stelle, wo ich abgestiegen bin, haben die Ausflügler der römischen Kaiserzeit in hellen Scharen die tönende Klage des Kolosses abgewartet. Der Kieselsandstein ist über und über bedeckt mit lateinischen und griechischen Inschriften: ein antikes Fremdenbuch mit Plattheiten und gutgemeinten poetischen Ergüssen aus der Zeit der Kaiser Nero, Caracalla und vor allem Hadrian, der im Jahre 130 n. Chr. den Memnonskoloß besichtigte. Die Hofpoetin Balbilla hat in vielen griechischen Hexametern dieses Ereignis dem steinernen Riesenbein verewigt. Dreimal hat Memnon der römischen Majestät den Gefallen getan, seine Stimme hören zu lassen.

Das Wesen dieser geheimnisvollen Töne kann nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Vermutlich entstanden diese Klänge, die von Ohrenzeugen mit dem Ton eines geschlagenen Kupferinstruments verglichen worden sind, durch den Temperaturunterschied zwischen der Luft in den Felsspalten und dem Morgenwind. Alexander v. Humboldt berichtet uns von einer ähnlichen Erscheinung am Orinoko, wo Reisende um Sonnenaufgang von dem Felsen unterirdische Töne, gleich Glockenklängen vernahmen. Wenn die Töne ausblieben, nahm das abergläubische Volk an, daß die Götter dem Lande zürnten. Als Kaiser Septimus Severus den Koloß wiederherstellen ließ, verschwanden die geheimnisvollen Töne. Seitdem ist das Bild stumm.

Das Gigantenpaar hat ursprünglich den Eingang eines Tempels bewacht. Mit Mühe erkennt man noch ein paar dürftige Reste jenes Mauerwerks.

Wenn eine Träne der Isis in den nahen Strom fällt, beginnt er zu steigen, dann überschwemmt der Nil das ganze Ackerland, und die beiden Riesen sitzen mitten in einem spiegelblanken See zwischen den unterirdischen Totenpalästen und der endlosen Wüste.

Jetzt aber breitet sich ein leuchtender grüner Teppich zu ihren Füßen aus. Der Blick des zerstörten Antlitzes erinnert an das Ewigkeitslächeln der Sphinx. Der unergründliche Blick der tiefliegenden Augen geht über die kleinen Menschen hinweg in Jahrhunderte, die von uns nicht einmal mehr den armseligen Namen wissen werden.

Schmücke dein Heim!

Ein Kapitel über Wohnungskultur.

„Mein Heim — mein Stolz!" Diese sicher zutreffende Behauptung konnte man bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit noch fast in jeder Behausung in irgend einer Form verewigt finden. Sie prangte in Brandmalerei oder in Perlenstickerei unter Glas und Rahmen über dem Sofa der „guten Stube" bezw. des „Salons", sie wurde dem Gast im Fremdenzimmer auf dem „Überhandtuch" vor Augen geführt, sie fand sich als Motto auf dem „Wasserleitungsschützer" oder an den Schrankborten in der Küche. Solche und ähnliche Sprüche galten als „Heimschmuck", und man war ebenso stolz auf ihr Vorhandensein, wie auf das zahlreicher „Nippes" und Vasen, auf Wandbörten, Etageren und Tischchen, auf die künstliche Palme oder den „Makartstrauß" aus Pfauenfedern und trocknen Gräsern auf der „Säule" in der Zimmerecke, und das einen Holzstoß oder ein Schweizerhäuschen vorstellende Tintenfaß auf dem Schreibtisch.

Wenn heute ältere Hausfrauen auf Ausstellungen, in Büchern und Zeitschriften oder in den Auslagen der Möbelgeschäfte moderne Einrichtungen sehen, bei denen alle diese „Schmücke Dein Heim"-Zutaten fehlen, so schütteln sie wohl

den Kopf. Die neuen Einrichtungen, so meinen sie, seien sicher sehr praktisch und zweckmäßig, aber auch so entsetzlich kahl und nüchtern — —. Man fühle sich so garnicht „gemütlich“ zwisechn diesen schlichten, gradlinigen Schränken, diesen schimmernd polierten Tischplatten ohne Decken, diesen kahlen Wänden, an denen kaum Bilder hängen, diesen Schreibtischen ohne Aufsatz, diesen teppichlosen Fußböden und kaum von Gardinen verschleierten Fenstern, durch die die Sonne vollkommen ungehindert auf die breiten, niedrigen Sofas und Sessel scheint, die noch nicht einmal durch gehäkelte Deckchen vor ihrer bleichenden Kraft geschützt werden! Aber nach und nach reift doch auch in den widerstrebendsten Gemütern der „älteren Jahrgänge“ die Erkenntnis, daß es nicht so ohne sei mit der neuen Wohnungskultur, daß sie zum mindesten den **Vorteil großer Arbeitsersparnis** für die vielgeplagte Hausfrau besitzt. Wenn man bedenkt, wieviel Zeit und Arbeitskraft täglich im wahrsten Sinne des Wortes in der im alten Stile eingerichteten Wohnung damit verschwendet werden mußte, all' den Krimskrams von Bildern und Kleinigkeiten, von gläsernen Zylinderhüten, an einen ausgehöhlten, porzellanenen Baumstamm gelehnten, süß lächelnden Schäferinnen, von bronzierten Kinderschuhen und dergl. zu reinigen. Wenn man sich vorstellt, wieviel Sorgfalt und Geduld dazu gehörte, all' die aufgeklebten Säulen, Muschelaufsätze, Schnitzereien an Schränken, Tischen, Spiegeln, usw. täglich auszupinseln! — Wenn man sich erinnert, wieviel Zeit man damit verbrachte, die Töpfchen, Büchschen, nie benutzten Porzellanlöffel usw. der „Küchengarnitur“ regelmäßig zu reinigen und fein säuberlich mit blauen oder rosa Schleifchen wieder an ihrem Platz zu befestigen — — Wenn man an all das Häkeln und Sticken von Küchenkanten, Wäscheschrankborden, von Sofaschützern und Schlummerrollen denkt und an die immer wieder notwendig werdende Reinigung all' dieser Schätze, dann kann man doch nicht umhin zu gestehen, daß die Hausfrauen von heute es doch besser haben.

Die moderne Wohnung, deren Zimmer man mit Staubsauger und Bohnerbesen oder Mop in wenigen Minuten reinigen kann, fast ohne irgend einen Gegenstand von seinem Platze rücken zu müssen, in der das „Staubwischen“ wenn nicht überhaupt eine überflüssig gewordene, so doch eine leicht und schnell erledigte Arbeit geworden ist, sie ist ganz gewiß nicht häßlicher oder ungemütlicher, als die Wohnung mit dem vielen Heimschmuck ohne Kunstwert, praktischen Zweck und innere Berechtigung.

Und von dieser Erkenntnis bis zu zaghaften Reformversuchen im eigenen Heim ist es gewöhnlich nicht mehr weit. Wir lernen allmählich einsehen, daß Übergardinen, in ungezählte Falten geraffte Draperien über den Türen, Perlvorhänge und Betthimmel überflüssige und unter Umständen sogar gesundheitsschädliche Dinge sind, weil sie Staubfänger sind und Licht und Luft abschließen. Wir besinnen uns darauf, daß es richtiger und schöner ist, eine leinene, waschbare Decke auf unserem Tisch zu haben, als die ängstlich geschonte, unhygienische Plüschdecke, daß es gesünder und bequemer ist, licht- und waschechte, glatte, einfache Bezüge auf unseren Kissen und Polstermöbeln zu haben, als die gepreßten oder mit Knöpfen, Troddeln, Quasten und Fransen verzierten Plüsch- usw. Bekleidungen, die wir früher schön fanden und die wir einkampferten, mit leinenen Schutzhüllen versahen und ängstlich vor der Sonne hüteten.

Das **Heim** ist nach wie vor der **Stolz der Hausfrau**, aber sie verbringt ihre Tage nicht mehr in einem wahren Götzendienst darin, mit der Anfertigung und Herstellung allerlei überflüssigen und törichten Tandes. Auch das moderne, **schlicht und zweckmäßig eingerichtete Heim** kann **schön** und **gemütlich** sein, und ebenso kann auch die altmodische Wohnungseinrichtung modernisiert und reformiert werden, wenn man sich entschließt, mit den alten Rezepten für „Heimschmuck“ zu brechen. Dadurch wird manche Hausfrau, die jetzt noch durch den immer wiederholten fruchtlosen Dienst an den vielen Überflüssigkeiten ihres Heims behindert wird, die ein Sklave ihrer Wohnung ist, Zeit und Lust gewinnen, sich in das Studium der neuen Wohnungskultur zu vertiefen und daraus reiche Anregung schöpfen für den Schmuck ihres Heims im guten Sinne!

Ina Wolters.



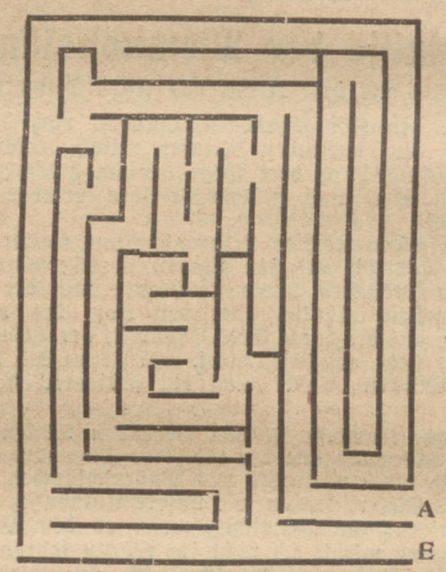
* **Die verhängnisvolle Bubikopffrisur.** Dichte Rauchwolken drangen kürzlich abends spät aus den Fenstern einer eleganten Wohnung in der Rue Manricaan in Paris und veranlaßten Passanten, den Hausmeister zu wecken, der seinerseits schleunigst die Feuerwehr alarmierte. Man drang in die Wohnung und fand die Inhaberin derselben, eine Frau Rose Robiquet, bewußtlos und schrecklich verbraunt auf dem Fußboden liegend vor, während die Möbel, Teppiche und Gardinen ringsum in Flammen standen. Es stellte sich später heraus, daß die Dame, nebenbeibemerkt, eine ungewöhnlich rüstige und jugendliche Siebzigerin, gegen 10 Uhr von einer Abendgesellschaft zurückgekehrt war, aber die Absicht gehabt hatte, noch einmal auszugehen und eine Theater-Nachtvorstellung zu besuchen. Ehe sie diese Absicht verwirklichte, hatte sie aber ihre moderne Bubikopffrisur noch einmal mit dem Brenneisen auffrischen wollen. Dabei war der mit Spiritus gefüllte Brennapparat explodiert und die Feuersbrunst entstanden.



Rätsel-Ecke



Irrgarten.



Wer kommt schnell dahinter, wie man bei E (Eingang) hinein und bei A (Ausgang) schleunigst aus dem Hexenhause kommt? Die Sache scheint zwar recht einfach zu sein, mancher aber wird sich doch verlaufen.

*

Versteck-Rätsel.

In jedem der nachstehenden 4 Sätze ist der Name einer Stadt versteckt enthalten:

1. Bei unserem Scheiden ward mir sehr weh ums Herz.
2. Sein Vater ging als Paechter nach Pommern.
3. Von einem Kostüm in Gelb, Ingeborg, rate ich dir entschieden ab.
4. Er ging, um binnen einer Viertelstunde längstens wieder zurückzukehren.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 231.

Silben-Rätsel:

1. Konduktor, 2. Loewe, 3. Eskimo, 4. Irmgard, 5. Diamant, 6. Enzian, 7. Richter, 8. Madrid, 9. Aluminium, 10. Cello, 11. Herbert, 12. Eiche, 13. Natter, 14. Lupe, 15. Eimer, 16. Universität, 17. Tibet, 18. Elster.

= Kleider machen Leute.

*

Zusammenstell-Aufgabe: Bremerhaven — Kaiserslautern.

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg